

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Nataly Elisabeth Savina

Meine beste Bitch

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Lose yourself but don't lose your mind
Somewhere out there in between
The moon and the sea
I'll be waiting for you my dear
Just wait and see
›Wait for me‹, Sean Lennon, 2006

NIKE

Unsere Kleinstadt liegt an einem großen See. Wir lebten auf der Südseite, in der besseren Hälfte der Stadt, wo das Wasserwerk von einer natürlichen Quelle gespeist wird. Unsere Straße wurde von Fliederbüschen und Kirschbäumen gesäumt, unser Viertel zwischen Fachwerkhäusern, einem mittelalterlichen Friedhof und den Resten einer Stadtmauer eingeklemmt. Meine Mutter blickte gerne von unserem Balkon auf den Friedhof. Stolz und erhaben wie eine Herrscherin stand sie da, fest überzeugt, dass man auf einem Friedhof die Energie tanken konnte, die man zum Leben brauchte – weil die dort »frei von Urteil und voller Gelassenheit« aus dem Boden stieg, wie sie meinte.

»Jeder, der mit den eigenen Ressourcen nicht zu Rande

kommt, kann sie da aufsaugen. Osmotisch, ganz natürlich«, fachsimpelte meine Mutter und fügte verdrießlich hinzu: »Unbemerkt und ohne Dank.«

Undankbarkeit war für sie zum Lieblingsthema geworden, seit sie immer häufiger mit meinem Vater stritt. Ich nahm die Worte meiner Mutter ernst und versuchte auf dem Friedhof die innere Ruhe zu finden, die mir fehlte. Das Gelände ließ sich in einer Viertelstunde umrunden. Es roch dort nach feuchter Erde und Fichtennadeln, manchmal huschte eine Maus von einem Busch zum anderen. Mein Lieblingsbaum unweit des Eingangs sah aus wie ein nacktes Paar, das sich im Stehen umarmt. Deutlich sah man den dicken Frauenhintern, dessen grobe Baumrinde zwischen den Backen aufgeplatzt war und das helle, glatte Holz darunter preisgab. Die verästelten Köpfe waren dicht miteinander verwachsen. In der Armbeuge des Baummannes lebte ein Eichhörnchen. Ich versuchte ein paarmal, es zu füttern, aber es nahm die Nüsse nicht. Der Spaziergang auf den Friedhof entspannte mich. Abseits der Gräber und Wege überfiel mich jedoch oft eine Unruhe, gegen die ich machtlos war.

Es fing schon als Kind an, dass ich nicht zur Ruhe kam. Ich konnte mich genau erinnern. Mein Vater behauptete, dass ich diese Angst erst in mir trug, seitdem meine Mutter nur knapp den Scherenangriff eines Patienten überlebt hatte. Wir haben es nie geschafft, uns darauf zu

einigen, seit wann genau die Panik in mir loderte – meine Mutter arbeitet auch heute noch als Psychiaterin auf der Geschlossenen. Damals, kurz nachdem es passierte, begannen irgendwo in Russland die Wälder zu brennen. Die Schlagzeilen im Internet waren voll davon, sie wirbelten um mich, kreisten mich ein. Vielleicht hatte ein bössartiger Algorithmus sie extra für mich herausgefiltert. Das Feuer jedenfalls ließ sich nicht beherrschen, immer flammten neue Brandherde auf. Ich las alles darüber und spürte, dass auch meine Haut brannte, von innen, für andere nicht sichtbar. Mit dem Gesicht zur Decke, die Beine ausgestreckt, lag ich mit dem Rechner im Bett und stellte mir die Birken vor. Wie sie funkengeschmückt erst silbergrau waren und dann pechschwarz wurden. Wie die Vögel, Mäuse und Blindschleichen in schwelender Hitze vertrockneten, bevor sie vom Feuer verschlungen wurden. Ich stellte mir all die schwarzverkohnten, übelriechenden leblosen Details vor, nur um nicht darüber nachzudenken, dass meine Mutter fast getötet worden war. Aber irgendwann wurde mir das Feuerknistern in meinem Zimmer zu viel. Ich kroch aus den Laken und hastete wie getrieben aus der Tür durch die verzweigten kleinen Straßen bis in unsere beengte, klaustrophobisch aufgeräumte Innenstadt.

An meinem Gymnasium wurde gestreikt, wie an allen anderen Schulen in der Umgebung auch. Auf dem größten Platz der Kleinstadt brüllten die hübschen Jungs aus

der Oberstufe abwechselnd Parolen in das Megaphon, während kluge Mädchen mit klobigen Stiefeln Unterschriften für den zuständigen Kultusminister sammelten. Die meisten wirkten älter als ich. Seit meiner Geburt war ich so hager, dass ich neben Gleichaltrigen wie eine Mittelstufenschülerin daherkam. Meine Mutter behauptete, es sei ihr früher peinlich gewesen, mit mir auf die Straße zu gehen, weil es so aussah, als würde sie mir nicht genug zu essen geben.

Ich schob mich in die Menschenmasse und machte ein Gesicht, als würde ich jemanden suchen. In Wirklichkeit irrte ich alleine und orientierungslos herum. Die ins Megaphon gegröhlten Reden deprimierten mich. Die Welt schien wieder ein Stück schlimmer geworden zu sein. Es gab kein Entkommen. Es war laut. Zwischen den Demonstranten fühlte ich die ohnmächtige Wut von allen, blieb stehen, folgte einem kindischen Impuls, hob mein Bein und stampfte mit dem Fuß auf, so heftig ich konnte. So, wie ich das von wütenden Zeichentricktieren kannte. Anstatt einen tiefen Riss in die gepflasterte Altstadt zu sprengen, traf ich aber nur einen Farbeimer. Lila Brühe lief über ein schneeweißes Laken, das ein fotogenes Transparent werden sollte. Aufgebrachte Stimmen ließen mich zusammenfahren wie ein ertapptes Frettchen. Die empörte Gruppe Protestmaler wuselte um mich herum, jemand schubste mich unsanft zur Seite. Meine Hände wurden feucht, der Muskel in meiner Brust pumpte wie ein Presslufthammer.

Doch dann, noch bevor ich sie sah, legte Nikes Stimme sich von oben wie eine weiche Schutzdecke über mich.

»Hey, Schnauze, stellt euch nicht so an, lasst sie in Ruhe!«, rief sie von einer kleinen Stehleiter in das emporsteigende Schimpfen hinein.

Sie versuchte gerade erfolglos, eines der Transparente an einer Hauswand zu befestigen. Das Laken löste sich und schwappte mit der farbfeuchten Seite über ihre nackte Schulter. Nike lachte, wischte sich mit der Hand ab, stieg von der Leiter und rührte mit einem breiten Pinselstab in der verschütteten Farbe, um sie dünn auf dem Laken zu verteilen. Ich stand unschlüssig daneben. Nike trat einen Schritt auf mich zu und streckte mir ihre Hand mit dem Pinsel entgegen. Sie hatte lange braune Haare und einen athletischen, geschmeidigen Körper mit hübschen Beinen, die unterhalb ihres kurzen Rockes mit blauen Farbpunkten gesprenkelt waren.

»Wunschkpunkte«, sagte ich, zu leise, Nike hörte mich nicht.

Wenn Nike etwas sagte, drang immer ein Geruch von Mandeln und gezuckerten Orangen aus ihrem Mund. Und wenn Nike etwas wichtig war, kam sie ganz nah. Ihre Augen leuchteten giftgrün und stachen mitten hindurch, durch jeden, der ihr zuhörte.

Nicht unbedingt sofort, erst etwas später dann, aber durch Nike wurde mir klar, dass Menschen mit grünen

Augen anders sind als die anderen. Tief in ihrem Inneren wissen sie mehr. Wie Außerirdische, die nur für eine bestimmte Zeit auf die Erde kommen.

An dem Tag, als wir uns das erste Mal begegneten, machte ich einen Schritt auf Nike zu und nahm den Pinsel, ohne meinen Blick von ihrem abzuwenden. In den nächsten Stunden pinselten wir gemeinsam im Akkord Sprüche auf Baumwollfetzen und banden sie an lange Stöcke, damit die Protestler sie in die Höhe halten konnten.

»Schneller!«, riefen uns die Oberstufenschüler zu und schoben immer wieder neue Laken oder Kartons unter die Pinsel, »Super Spruch!« »Direkt noch so einen!« »Da ist einer von der Zeitung, mach ein Foto!« »Nein, nein, das wollte ich in Rot!!!«

Ich blieb bis zum späten Nachmittag bei Nike, die meisten anderen waren da schon gegangen. Dann half ich ihr beim Aufräumen. Wir stopften die verschmierten Pinsel, Lackrollen und leeren Farbtuben in eine alte Plastiktüte, hängten sie an Nikes Fahrrad und suchten nach einem Mülleimer. Doch keine der orangefarbenen Tonnen war leer genug. Wir liefen von einer Laterne zur nächsten, starrten auf die überquellenden Öffnungen der Müllschlucker und lachten darüber, dass wir unseren politisierten Müll nicht loswurden.

Nike war ein Jahr älter als ich und würde noch in diesem Jahr ihr Abitur machen. Sie ging auf das Mädchen-

gymnasium, weil ihre Eltern der Meinung waren, dass es sich ohne Jungs im Klassenraum besser lernen ließ. Auch Nike war davon überzeugt. Ich erzählte ihr, dass ich mir immer einen Jungen pro Jahrgang aussuchte. Den beobachtete ich dann im Unterricht und ärgerte ihn mit kleinen Randbemerkungen. Die Methode hatte sich bewährt, um mich für den frühmorgendlichen Gang zur Schule halbwegs zu motivieren. Ich erzählte Nike auch von dem russischen Austauschschüler, der keiner mehr war, weil er seit diesem Jahr fest in unsere Klasse ging. Er war mein aktueller Kandidat.

Vor ein paar Wochen hatte ich mich mit ihm auf dem Hügel im Stadtpark getroffen. Wir waren eine Weile nebeneinanderher gelaufen und standen dann ewig in der Nähe einer Laterne herum, bis er sich ein Herz fasste und mich küsste. Er küsste so weich und so hilflos, dass ich Lust bekam, ihm heftig auf den Rücken zu hauen. Was ich nicht machte, ich stellte mir aber vor, ich hätte ein langes Messer in der Hand. Ohne dass der russische Austauschschüler es bemerkte, tat ich so, als würde ich ihn hinterrücks erstechen. Hack, hack, hack.

»Wie bei Hitchcock«, sagte ich.

»Du bist ein Weirdo«, sagte Nike und lachte.

Dann erzählte ich Nike von Achim Borkmann. Nachdem er mich in einer Mittagspause darauf aufmerksam gemacht hatte, dass ich was Grünes zwischen den Zähnen hatte, war er mein Vertrauter. Für meine Versetzungen sorgte er sogar schon seit der ersten Klasse. Er ließ mich

abschreiben, und in den Pausen fütterte er mich immer mit seinen Chips mit Rauchgeschmack.

»Jungs in der Schule können durchaus nützlich sein«, sagte ich. »So loyal ist keine Frau.«

Dessen ungeachtet blieb Nike bei ihrer These, dass Jungs laut sind und stinken.

»Es sind die Hormone, die können nicht einmal was dafür«, meinte sie großzügig.

Wir spazierten durch die Stadt und strandeten auf meinem Hitchcock-Hügel im Stadtpark. Nike legte ihr Fahrrad zur Seite, und wir setzten uns nebeneinander ins Gras.

In unserer Kleinstadt konkurrierte der Stadtpark üblicherweise mit der Südseepromenade. Pärchen und junge Kinderwagenmütter bevölkerten beide Orte. Sie zogen wie Serienzombies kiesknirschende, gleichmäßig zähe Kreise über die Wege. Ihr Giggeln und Geschnatter bestimmte die Akustik genauso wie das Vogelgezwitscher. Am späten Nachmittag war der mäßig beleuchtete Stadtpark jedoch vollkommen ausgestorben. Hinter dem Park begann der Berg, auf den ich trotz der angeblich berühmten Spazierpfade nie ging, weil er steil, langweilig und dunkel war. Dann kam das Industriegebiet und dahinter nur noch ein Flickenteppich aus pestizidverseuchten Weizenfeldern mit einer Landstraße, die ins Nichts führte. Der Hitchcock-Hügel im Stadtpark grenzte mit einer Seite an die vierspurige Straße an, die aus unserer Provinz hinausführte. Eine Weile lauschten

wir dem rauschenden Verkehr, der sich jeden Feierabend wie ein Gürtel um die Stadt legte.

Ich lehnte mich zurück, öffnete meinen Haarknoten, der den ganzen Tag über festgeschnürt gewesen war, und ließ meine flachsfarbene Mähne wie einen Wasserfall vor meinem Gesicht herabstürzen. Meine Mutter pflegte das Rapunzelgewächs seit meinem ersten Geburtstag mit Bier, Honig und Zwiebelkuren. Meine Haare waren ihr heimliches Hobby.

»Du siehst ja aus wie eine Meerjungfrau«, sagte Nike.

»Vielleicht war ich mal eine«, sagte ich.

Als es stockfinster und klamm wurde, stand Nike auf.

»Mein Hintern wird nass«, sagte sie, »lass uns gehen.«

Sie stieg auf ihr Fahrrad und wandte sich noch einmal kurz zu mir. Ihre schnelle Bewegung und der aufmerksame Blick ließen mich an einen Eichelhäher denken.

»Pass auf, tritt nicht auf die Schnecken!«, rief sie zum Abschied und radelte im Zickzack davon.

Auf dem steilen Weg nach unten rutschte ich tatsächlich zweimal auf etwas aus und versuchte, nicht über das Ableben unschuldiger Nacktschnecken nachzudenken. Auf den Wegen lagen überall vermoderte Blätter, und ich sah in der Dunkelheit rein gar nichts.

Am nächsten Tag ging ich direkt nach der Schule wieder auf den Hitchcock-Hügel. Nike war bereits dort und wartete. Ihre Familie lebte auf der Nordseite der Kleinstadt, aber ihr naturwissenschaftliches Gymnasium lag

in Südrichtung, unweit von meinem. Es hatte einen guten Ruf, zumindest schnalzten alle Eltern immer wissend mit den Zungen, sobald davon die Rede war. Der Hügel wurde zum Mittelpunkt unseres jeweiligen Alltags, unsere Treffen zu den Höhepunkten im Tagesablauf. Aber das reichte uns bald nicht mehr. Wir begannen, uns während des Unterrichts zu schreiben. Da es nicht bei kurzen Textnachrichten blieb, lag bei mir bald ein extra Heft neben den Schulsachen, in das ich meine vielen Briefe an Nike schrieb, nebenbei, als wären es meine Unterrichtsnotizen. Nike fand die Idee gut und griff sie auf. Sie protokollierte die peinlichsten Sprüche ihrer Lehrer, analysierte deren Kleidungsstile, die von einem absurden Hang zu Monstrosität geleitet schienen, und karikierte ihre besserwisserischen Fratzen. Ich zeichnete die interessanten und die weniger interessanten Jungs meiner Klasse für Nike und erstellte Punktevergebelisten, damit sie die optischen und charakterlichen Vorzüge gegeneinander auswerten konnte, die ich wiederum mit meinem eigenen Punkteranking verglich. Nike erfand für unsere Berechnungen mathematische Gleichungen und chemische Formeln. Sie waren furchtbar kompliziert und sehr unterhaltsam. Aber auch die Briefe – wir sammelten sie und wollten sie irgendwann zu einem Buch binden lassen – reichten uns irgendwann nicht.

Jeden Abend vergrub ich mich mit dem Telefon unter meiner Daunendecke, bis mir in dem schalldichten Ver-

steck die Luft ausging. Durch Nikes samtenes Flüstern war ich wie berauscht.

»Ich vermisse dich«, hauchte sie. »Kannst du nicht die Schule wechseln? Dann könnten wir wenigstens mein letztes Jahr zusammen rocken.«

Seit dem Tag unseres Kennenlernens erzählte ich Nike alles, und das meistens sofort. Nur die eine Winzigkeit mit der Unruhe behielt ich für mich. Meine Ängste und ihre Begleiterscheinungen, gegen die meine Mutter seit meiner Kindheit wie ein tapferer Zinnsoldat kämpfte, existierten in Nikes Gegenwart einfach nicht.

»Und das sollte auch so bleiben«, sagte meine Mutter, »Vielleicht kriegen wir das Problem so besser in den Griff. Ohne Stigma.«

»Ich vertraue Nike«, sagte ich.

Ich wusste, dass Nike im Gegensatz zu meinen früheren Freundinnen niemals über die Unruhe lachen würde. Sie würde nie »Reiß dich mal zusammen« und auch nicht »Heulsuse«, »Opfertyp« oder »Tabletten dagegen« sagen. Nike war jemand, bei dem ich mich verstanden fühlte. Jeder fühlte sich bei ihr verstanden.

»Sei nicht so naiv«, sagte meine Mutter, »ihr seid schöne junge Frauen. Bald kommt die Konkurrenz und frisst euch beide auf. Behalte deine Geheimnisse erst einmal für dich, zumindest ein paar davon. Genieße die Zeit, die ihr gerade habt.«

Meine Unruhe kam in vielen Gestalten. Je nach Tagesform war sie ein Zittern, eine nervöse Niedergeschlagenheit, und zuletzt wurde sie immer häufiger zum quälenden Jucken. Sie speiste sich aus Edgar-Allan-Poe-Geschichten auf dem Nachttisch, aus Fernsehberichten, aus Filmen im Geschichtsunterricht und den abendlich blinkenden Internetschlagzeilen. Wenn ich das Essen meines Vaters nicht essen wollte und er darüber mit meiner Mutter stritt, zitterte ich so heftig, dass die Gläser auf dem Tisch klirrten. Wenn mir das Kopfrechnen schwerfiel, ich grübelnd über meinen Schulheften brütete und mein Vater mir über die Stuhllehne seinen Raucheratem in den Nacken pustete, fror ich so entsetzlich, dass meine Zähne klapperten. Wenn er mit mir auf dem Beifahrersitz zu schnell fuhr, dann kribbelten meine Achseln so bestialisch, dass die Vorstellung, die hinterhältig juckenden Hautteile mit einem Messer wie Marzipan von einer Torte zu pulen, mir wie ein süßer Traum vorschwebte. Wenn ich darüber klagte, wurden meine Eltern hilflos. Sie nannten mich sensibel, dünnhäutig und manchmal empfindlich. Mein Vater beharrte darauf, dass an allem der Scherenangriff schuld sei. Meine Mutter beharrte darauf, dass das so nicht stimmte, dass ich schon immer anders gewesen sei, so ernst, grüblerisch, oder eben traurig, schon als Baby. Was aber genau zu tun war, wie das Ganze richtig zu handhaben war, das wusste niemand.